Zeitschrift: Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes

Herausgeber: Schweizerischer Centralverein vom Roten Kreuz

Band: 54 (1946)

Heft: 14

Artikel: Mit 13 Lastwagen durch Deutschland

Autor: Barth, Robert

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-556708

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Solothurn A. Z. Nº 14 - 4. April 1946 54. Jahrgang

DAS ROTE KREUZ
LA CROIX-ROUGE

Organ des Schweizerischen Roten Kreuzes und des Schweizerischen Samariterbundes - Organe officiel de la Croix-Rouge suisse et de l'Alliance suisse des Samaritains

Mit 13 Lastwagen durch Deutschland

(Aus dem „Schweizerspiegel")

Eindrücke eines Rotkreuz-Kolonnenführers

Von ROBERT BARTH, stud. jur.

«Monsieur», musste ich mir sagen lassen, «j'aime autant vous le dire, nous ne nous laissons pas faire, nous ne sommes pas là pour nous faire couillonner. Si vous êtes juste, ça va bien, mais sans cela ... j'espère que vous m'avez compris!»

Mit diesen Worten machte mich der Obmann der Chauffeure mit seinen Kollegen bekannt. Das war am 12. Juni des letzten Jahres in St. Margrethen. Ich war eben vom technischen Leiter des Lastwagentransportdienstes des IKRK einer Schar im Grase liegender Chauffeure als ihr neuer Chef vorgestellt worden. Alle waren Westschweizer, meist Genfer. Der jüngste zählte ungefähr vier Jahre mehr als ich, von den älteren hätte mancher gut mein Vater sein können. Selbst 22jährig, war ich vor drei Tagen aus einer Rekrutenschule, in der ich meinen Leutnant abzuverdienen hatte, entlassen worden.

Diese Männer und ich, wir waren nach Uebertritt in deutsches Gebiet eine Schicksalsgemeinschaft, eine kleine, ganz auf sich selbst angewiesene Einheit, mit folgendem Bestand: 13 Lastwagen, 1 Jeep, 15 Chauffeure, 1 Chef.

Meine erste Missionsordre verlangte folgendes von mir: 1. Transport von 9000 Kriegsgefangenenpaketen ins Warenlager der 7. amerikanischen Armee nach Augsburg; 2. auf der Rückreise nach der Schweiz Repatriierungstransporte nach eigenem Ermessen und persönlicher Initiative.

Mit diesem halboffiziellen Schriftstück versehen, einige Uhren, Zigaretten und Feueranzünder in der Tasche, ging man zum Grenzbaum. Die Formalitäten an unserem Zoll dauerten eine Stunde, auf der andern Seite zeigte der Staat seine geldgierigen Krallen noch nicht. Dann begann die abenteuerliche Fahrt.

Schon als ich, noch recht steif am Steuer meines Jeeps sitzend, die ersten französischen Kontrollposten passierte, fühlte ich einen seltsamen Knödel in meiner Gurgel. Mir war sonderbar. Ich wusste gar nicht recht, was ich hier eigentlich suchte. Oftmals erwischte ich mich dabei, wie ich mich verlegen hinter dem Ohr kratzte oder unnötig viel auf die Armbanduhr schaute. Mein ehemaliger Rekrutenzug hätte meinen Zustand sicher bemerkt und kühl mit dem Urteil «Er schwimmt» quittiert.

Nun, mich konnte damals niemand beobachten. Ich setzte nach Automobilistenart meine Minderwertigkeitsgefühle in Geschwindigkeit um: der Jeep schwieg ja.

Kartenlesen brauchte ich nicht. Alle Routen waren eindeutig bezeichnet. Dazu kam, dass meine Chauffeure diese Strecke schon einmal befahren hatten, also bereits «Eingeweihte» waren. Rasch hatte auch ich mich in die neue Situation gefunden.

Bald wunderte mich vieles nicht mehr. Die Unzahl der neuartigen, oft krassen Eindrücke hatte meiner Seelen- und Gefühlsoberfläche schnell die Empfindlichkeit genommen, wie etwa ein starker Lichteindruck das Auge in der Wahrnehmung kleinster Lichter und Schatten beschränkt.

In Reithosen und Baskenmütze.

Die erste zerstörte Stadt, mit der ich näher in Berührung kam, war München. Beim Einnachten lenkte ich meinen Wagen durch die Strassen der bayrischen Kapitale. Womit liess sich diese unheimliche Fahrt vergleichen? Es war mir, als führe ich durch die Kulissen einer grossen Bühne, auf der sich die herumstehenden Soldaten und Zivilisten als Schauspieler und Statisten bewegten!

Anders ist das Bild in jenen Stadtteilen, in denen keine Mauern mehr stehen. Unwillkürlich erinnere ich mich an meinen ersten Besuch im Gaswerk Schlieren. Damals hatten mich die schmalen Wege beeindruckt, die zwischen den unförmigen Kohlenhaufen durchführten. Nun schlugen mir die schmalen, reingewischten Strassen zwischen den Steinbergen, die nichts als aufgehäufter Häuserschutt waren, in die Augen.

Das Warenlager der 7. amerikanischen Armee in Augsburg war ein tolles Fressalienparadies. Ananassaft, Zwieback, Schokoladenpulver, gedörrte Bananen, Wurstkonserven, alles in unbeschränkten Quantitäten. In den Garagen einer ehemaligen Kaserne motorisierter Truppen waren grosse Mengen verschiedenster Güter aufgestapelt. Neben Ausrüstungen fanden sich hier auch tägliche Gebrauchsartikel wie Rasierseife, Rasierklingen, Zigaretten usw. Ein unaufhörliches Hin und Her von Militärlastwagen, die entweder neue Waren brachten oder für ihre Einheit fassten!

Das Problem der Lagerung von Lebensmitteln haben die Amerikaner hervorragend gelöst: Die Verpflegungskisten oder -pakete sind so gefertigt, dass sie keiner geschützten Lagerplätze bedürfen. Wo keine Räume vorhanden sind, türmt man deshalb einfach auf freiem Felde einen Stapel auf. An vielen Stellen habe ich solche «Lagerhäuser» ohne Dach und Wände gesehen, hauptsächlich auf der Reichsautobahn, wo die eine der beiden Fahrbahnen auf Kilometer gesperrt und als Stapelplatz verwendet wird, der den grossen Vorteil hatte, an einer zentralen Verkehrsader zu liegen.

Im Augsburger Nachschubdepot betätigten sich Schwarze als Chauffeure oder als Lademannschaften. Daneben wurden auch deutsche Kriegsgefangene als Arbeitskräfte verwendet. Hier kam ich zum erstenmal mit dem Schwarzhandel, Schieberhandel, oder wie man das nennen will, in Berührung.

Kam da ein Nigger auf mich zu, zeigte auf meine Armbanduhr und sagte: «What do you want for this?» Von meinen erfahrenen

Chauffeuren auf solche Angebote hinreichend vorbereitet, trug ich eine 5-Franken-Uhr von Franz Carl Weber am Handgelenk. Dennoch verblüffte mich die Frage des Schwarzen im ersten Augenblick. Ich schaute ihn lange an und sagte schliesslich: «You can have it for a Leica». Seine Augen drohten aus den Höhlen zu kugeln. Hat der mich angeschaut! Ein heiserer Redeschwall ging über mich her, dem ich nur entnehmen konnte, dass wohl die Offiziere Leicas haben, ein armer Soldat aber, wie er, mir höchstens seine Jacke oder sein Hemd hergeben könne. Wir einigten uns schliesslich auf 50 Pakete Lucky Strikes. (Die haben mich ungefähr soviel gekostet, wie man zu gewissen Zeiten in schweizerischen Bars für ein einziges Päckchen erhalten konnte.) Wieso war der gute Nigger imstande, mich mit einem so raren Artikel wie Zigaretten geradzu zu überschütten? Nun, wozu war er schliesslich Lademann in einem Nachschublager? Unerwartet rückte er mit einem unförmigen Zigarettenbusen an und entleerte ihn mit nonchalanter Bewegung in meinen Jeep.

Ich brauchte dringend Zigaretten, wenn ich mich mit meiner Kolonne durchschlagen wollte — mehr als die 6 Pakete, die auszuführen mir bewilligt waren. Zigaretten waren unerlässlich, sie ebneten mir viele Wege.

Wir Rotkreuzfahrer hatten ja keine festgelegten Rechte, der gute Name unserer Institution war unser einziger Rückhalt. Da wir es meistens mit Armeestellen zu tun hatten, konnten wir mit dem besten Willen nicht immer als reine Zivilisten auftreten, wie es der höhere Sinn des Roten Kreuzes eigentlich gefordert hätte. Ich merkte bald, dass ein militärischer Titel bei den alliierten Militärdienststellen viel mehr Wirkung zeigte als irgendeine lange, freundliche Erklärung, dass man Mister Soundso vom IKRK sei.

So wurde eben geblufft. Viele alliierte Soldaten wussten gar nicht, dass die Schweiz kein Alliierter war. Oft glaubten sie auch, die Rotkreuzkolonnen seien eine offizielle militärische Formation. Als Leiter einer solchen kombinierte ich mir eine Phantasieuniform, bestehend aus feldgrauen Reithosen, alliiertem Militärhemd, amerikanischer Feldjacke und französischen Baskenmütze. In diesem Aufzug meldete ich mich bei höheren alliierten Offizieren, Stellung annehmend, als «Lieutenant Barth de la Croix Rouge Internationale» an. Meine ehemaligen Vorgesetzten mögen mir heute diese Freiheit verzeihen; alles diente ja nur dazu, meine Aufträge in kurzer Frist zu erfüllen.

Diesen und ähnliche Schliche musste ich anwenden, um mein Ziel zu erreichen, wenngleich das der Form nach manchem Idealisten als mit dem Gedanken des Roten Kreuzes unvereinbar erscheinen mag. Leider ist es heute oft so, dass einer, um einen guten Zweck zu erreichen, Wege einschlagen muss, die geeignet sind, ihn in ein schlechtes Licht zu setzen. Für die, die hier Kritik üben wollen: Erst mitmachen, genau prüfen, und dann urteilen!

Herr über Leben und Tod.

Hatte ich einmal den ersten Teil meiner Mission, den Warentransport, erledigt, so hiess es, die Repatriierungsaufgabe an die Hand nehmen, mich an Kommandanten von Auffanglagern wenden.

Wenn einer in diesen Tagen kam und sagte, er sei bereit, Leute ihrer Heimat ein gutes Stück näher zu bringen, so wurde er ohne grosses Verdienst zu einem kleinen Herrgott. Nicht allein die Heimkehrer, auch die verantwortlichen Lagerchefs waren beglückt, denn der Strom jener, die nachrückten und auch im Lager Unterkunft suchten, schien nie versiegen zu wollen.

Meinen Landsleuten schenkte ich besondere Aufmerksamkeit. Oft sprachen mich auf der Strasse Schweizer an, die meine Nationalität am Wappenbild auf meiner Wagennummer erkannt hatten. Sie alle baten mich, sie heimzubringen.

Einmal hatte ich ein junges Schweizermädchen, das mir zuwinkte, übersehen, vielmehr aus der Masse der am Strassenrand auf Mitfahrmöglichkeit wartenden Leute nicht als Schweizerin erkannt. In ihrer Verzweiflung hatte sie sich darauf vor einen der letzten Wagen meiner mir folgenden Kolonne geworfen. Sie erklärte, als ich sie daraufhin einvernahm, sie habe keinen andern Weg mehr gewusst, einen Wagen für sich zum Stehen zu bringen.

Links und rechts der Strasse überholten oder kreuzten wir endlose Kolonnen armseliger Leute, die ihre Heimat suchten. An Strassenabzweigungen, hauptsächlich aber an den militärischen Kontrollposten, bildeten sich ganze Gruppen, die von den vorbeifahrenden Motorfahrzeugen mitgenommen sein wollten.

«Nehmen Sie mich mit!», «Haben Sie keinen Platz für meine Frau und mein Kind, ich gehe ja schon zu Fuss», «Sie, Sie haben doch sicher Platz genug in Ihrer Kolonne, können Sie uns nicht mitnehmen, wir wollen ja nichts zu essen», «Halloh, junger Mann, nehmen Sie mich doch mit, wohin geht die Reise? Nach München? Oh, da komme ich mit, ich habe dort eine Wohnung. Sie können bei mir wohnen. Ich warte schon acht Stunden.» Stimme aus dem Hintergrund: «Ich auch, ich warte mindestens ebensolang.» So tönte es allemal.

«Nein», musste ich sagen, allen «nein». Nur für gebrechliche Frauen und Mütter mit kleinen Kindern machte ich eine Ausnahme, obwohl der Transport deutscher Zivilisten durch uns nicht gern gesehen war. Wir fuhren ja in alliiertem Auftrag auf alliierte Kosten.

Oftmals, wenn ich die vielen Bittenden abwies, dachte ich mir: Wie kommst du verwöhntes Schweizerbürschchen dazu, über so viele Schicksale erwachsener, schwergeprüfter Mitmenschen zu entscheiden? Erst bei meiner Rückkehr in die Schweiz spürte ich die seelische Belastung, die solche Augenblicke über mich brachten. Durfte ich überhaupt urteilen, wer mehr wert war, mitgenommen zu werden, und wer es nicht verdiente, ich, dem es viel besser ging als allen andern, der ich pickfein in einem Wagen sass, hinfahren konnte, wo ich wollte und dazu noch die Gewissheit hatte, bei Rückkehr wieder ein Zuhause zu finden, ein Bett, eine warme Mahlzeit?

Noch gut erinnere ich mich des jungen Pärchens, das an mir vorbeizog, als ich am Strassenrand auf meine Kolonne wartete. Er mochte 14 Jahre zählen. Seine kurzen Hosen füllte er zum Platzen. Blonde Strähnen hingen ihm ins Gesicht. Sein Hemd hatte einen grossen Riss im Rücken. Sie mochte 15 sein. Die Schuhe trug sie auf dem Rücken, die Füsse schmerzten sie, man sah es an ihrem Gang. Auch sie trug ein Paar kurze Hosen und ein Hemd, dem vorne die Knöpfe fehlten. Es stand weit offen.

Ihre Züge hatten etwas Trotziges und Gleichgültiges in einem. So zog sie, Frau und Kind zugleich, mit ihrem Kompagnon ein zweirädriges Gefährt, auf dem sich ihre letzte Habe, ein kleiner Koffer, befand. Sie trabten an mir vorbei, ohne mich eines Blickes zu würdigen. Sie hatten wohl recht.

Um in München Adressen von Schweizern zu erfahren, wandte ich mich an den rührigen eidgenössischen Konsulatsverweser, Herrn Gessler. Einmal übergab er mir ein junges Ehepärchen, einen zwanzigjährigen Melker aus dem Wallis und sein 18jähriges Frauchen. Sie hatten sich vor kurzem in Ostpreussen kennengelernt und geheiratet. Von den Russen verfolgt, ihnen mit knapper Not entwischt, kamen sie in einem eigentümlichen Aufzug zu mir. Sie trug einen braunen Trainingsanzug, er hatte ein Paar Reithosen, einen farbenprächtigen Pullover, sein Haupt zierte eine ungarische Policemütze. Ein grosses und mit Schnüren umbundenes, rucksackähnliches Bündel auf dem Rücken, setzte er sich in meinen Wagen, der ihn zur Kolonne bringen sollte. Seine reizende kleine Frau klammerte sich an ihn, der ihr, wie ich später erfuhr, auf der Flucht zweimal das Leben gerettet hatte. Das erste, was er mir sagte, war eine umständliche Entschuldigung dafür, dass er seine Habe nicht gewaschen hatte, bevor er zu mir kam. Erst am Vortage angekommen, sei ihm das nicht möglich gewesen. Auf meine Frage, wie er zu seinem zusammengewürfelten Tenue komme, erklärte er, er habe vieles auf der Flucht zurücklassen müssen und sich veranlasst gesehen, seine Bestände mit Effekten der auf der Strecke Gebliebenen zu ergänzen.

Diese zwei hatte ich sogleich tief ins Herz geschlossen. — Sie wollten unbedingt ihre Kleider und Decken waschen.

An der Schweizer Grenze fiel mein Paar auch einem älteren Kollegen auf, der gerade seinen Dienst an der Grenze versah. Aus spontaner Sympathie zu dem jungen Manne schenkte er ihm eine Armbanduhr. Dieser, hocherfreut, steckte sie ein und rief seiner Frau:

«Rate, was ich bekommen habe!» Sie zuckte mit den Achseln und sah ihn mit ihren dunkeln Augen erwartungsvoll an. Er darauf: «Mach die Augen zu!» Feierlich zog er seinen Schatz aus der Tasche und legte die Uhr seiner Frau ums Handgelenk. Ihr sollte sie gehören.

Noch andere Freude stand den zweien bevor. Sie durften noch einmal heiraten. Die Papiere, die sie mitbrachten, genügten nicht, ihre Ehe glaubhaft zu machen, obwohl es sich hier — daran glaube ich fest — um eine wahre Ehe handelte.

In einer Nebenstrasse einer grössern Stadt. Ich sah eine Frau auf einer Kiste sitzen. In der linken Hand hielt sie einen Ziegelstein, in der rechten einen Hammer, mit dem sie den trockenen Mörtel abklopfte, um den Stein neu verwenden zu können. Ich stoppte meinen Wagen, nahm meine Kamera und schlich mich heran, dieses bedeutsame Bild auf einen Film zu bannen. Doch bevor ich zum Knipsen kam, bemerkte sie mich. Sie war jung, vielleicht sogar schön. Aber in diesem Augenblick sah ich nur tiefe, bittere Wut:

«Schämen Sie sich nicht, genügt es Ihnen, einem Schweizer, nicht, das zu sehen? Ha, Sie müssen noch ein bleibendes Bild davon haben! Glauben Sie mir, dazu bin ich nicht da!» so fauchte sie mich an.

Sie musste gute Augen gehabt haben, dass sie die Schweizer Wimpel an meinem Wagen erkannt hatte. Anfänglich brachte ich kein Wort heraus; nur den kindlichen Drang, fortzueilen, fühlte ich. Nach kurzem Warten kehrte ich um und setzte mich mit einem sicher nicht sehr geistreichen Gesicht in meinen Wagen. Auch ich war wütend! Sie hatte recht.

Ist diese Jugend verloren?

In Bad Hall bei Innsbruck. Meine Kolonne hatte einen anstrengenden Tag hinter sich. Am frühen Nachmittag wurde aufgetankt. Eine Menge Kanister stand auf der Strasse herum, was zahlreiche Neugierige herbeizog. Auch die kleinen Sechs- bis Siebenjährigen fehlten nicht. Offenbar von den Eltern geschickt, bettelten sie bei mir Benzin, doch durfte ich ihnen keines geben. Immerhin gestatte ich ihnen, alle meine geleerten Kannen, auch die auf dem Zisternenwagen, nach kleinen Resten des wertvollen Nasses zu untersuchen und zu behalten, was sie noch finden konnten. Im Nu hatte die eifrige Schar 250 Bidons abgeladen. Anfangs ging es etwas zu bunt zu. Die Erlaubnis musste auf zehn Knirpse beschränkt werden. Diese legten sich geschickt ins Zeug. Beim Wiederaufladen wollte jeder stärker sein als der andere.

Ein ganz Kleiner war untröstlich, weil mir ein anderer vor seinen Augen das Tragen von vier Kannen auf einmal vorführte und er mit seinen kleinen Händen zu diesem Kunststück zu schwach war. Die Arbeit ging ohne Geschrei, aber dennoch mit viel Begeisterung vor sich, wenngleich es sich hier nicht um ein Kriegsspiel handelte!

Ist diese Jugend verloren?

Kurz bevor ich Bad Hall in Richtung München verlassen wollte, kam ein elfjähriger Junge zu mir, sauber angezogen, einen Schnappsack umgehängt, eine Feldflasche angegürtet. Seinen Kopf zierte ein amerikanischer Helm aus Preßstoff.

«Nehmen Sie mich mit nach München, ich will zu meiner Mutter, die wartet dort auf mich.» Das wollte ich ja gerne tun, aber vorher musste ich doch einiges von ihm wissen. Wir besuchten im damals noch amerikanisch besetzten Innsbruck gemeinsam den für Jugendfragen zuständigen Offizier. Der sollte mir sagen, was mit dem Jungen zu geschehen habe, ob ich ihn mitnehmen könne oder ob er ihn lieber behalten wolle. Der Junge wurde einvernommen und erzählte folgende Geschichte:

Sein Vater war amerikanischer Nationalität und tat bei Frankfurt als G. I. Dienst. Vor dem Krieg hatte Hellmuth mit seinen Eltern in München gewohnt. Bei Kriegsausbruch war der Vater über den Ozean gefahren. Anfang 1945 verliess der Junge seine Mutter in München, um in einem Kinderlandverschickungslager bei Innsbruck mit seinen Schulkameraden eine sichere Unterkunft zu finden. Die Obhut über diese Schüler hatte ein Lehrer, wenigstens bis zum Tage, bevor ich das Bürschlein kennen lernte. Da wurde jener nämlich unerwartet verhaftet. Die Jungen blieben ohne Führung.

Hellmuth packte unversehens seine Siebensachen und beschloss, seine Mutter auf eigene Faust aufzusuchen, von der er im Mai den letzten Bericht erhalten hatte. Vorerst ging er einmal in die Küche einer amerikanischen Truppeneinheit, verpflegte sich dort und erhielt von einem Sergeanten die Erlaubnis, eine Nacht im Kantonnement zu schlafen. Es war ihm gelungen, mit seinen paar Brocken Englisch seine amerikanische Staatszugehörigkeit glaubhaft zu machen. Die Soldaten, die ihn gut leiden mochten, schenkten ihm zum Andenken einen Helm.

Der amerikanische Jugendoffizier, ein liebenswerter Mensch, war mit mir einig, dass es ein Risiko sei, diesen Jungen mitzunehmen. Wer wusste, ob er die Wahrheit sprach, ob seine Mutter überhaupt noch lebte?

Hellmuth fuhr dennoch mit. Es ging München zu. In Wolfrathshausen wollte ich einen Bekannten aufsuchen. Ich irrte mich im Hause und erhielt an der Türe die Antwort: «Nein, hier wohnt kein Herr Landwerth, hier ist bei Wiechert!» Wie ich später erst erfuhr, hatte ich an der Türe des Dichters Ernst Wiechert angeklopft.

Hellmuth wohnte an der Zeppelinstrasse 50. Wir fanden diese Strasse, aber von Nr. 50 sahen wir nur noch die Haustüre, ein Fenster und das Stück Mauer darum herum. Hellmuth weinte nicht. Er schluckte ein paarmal tief und sagte: «Herrgott, alles haben sie kaputt geschlagen! Was muss ich jetzt tun, damit ich meine Mutter finden kann?»

Mir grauste. Was anfangen mit dem Burschen? Ich fuhr rasch durch die Strassen Münchens unserm Nachtquartier zu. Da wurde ich gestoppt. «Are you crazy speeding this much?» Ebenso wie mein Tempo missfiel auch der Helm meines Schützlings der Polizeipatrouille. Eine Handbewegung, und schon war der Junge barhäuptig. Das Objekt seines Stolzes flog hoch im Bogen davon — jetzt weinte Hellmuth.

«Wir Lehrer haben es nicht leicht», hatte mir der Schulmann von Rutesheim bei Stuttgart gesagt, «wir müssen aus Halberwachsenen erst Kinder und aus diesen neuen Kindern wieder Erwachsene machen.»

(Fortsetzung folgt)

Wie ein Wunder...

Der 14jährige Pio war das Opfer einer schweren Kinderlähmung. Monatelang hatte er im kleinen Krankenhaus seines Bergtales gelegen und dort liebevolle Pflege erhalten. Nun war er seit Wochen wieder zu Hause und weinte jeden Tag, weil er die Schule nicht mehr besuchen konnte. Aber wer wollte den grossen, schweren Jungen zur Schule tragen? Manchmal kamen ihn ein paar Klassenkameraden holen, aber doch nur selten. Da wandte sich der Dorfpfarrer an Pro Infirmis und noch in der gleichen Woche fuhr Pio in eine orthopädische Klinik. Der Junge, der sich nicht einmal an Krücken vorwärts bewegen konnte, kam nach zehn Tagen mit Apparaten versehen nach Hause, lief an zwei Stöcken und konnte jeden Tag zur Schule. Wie ein Wunder mutete die Eltern und den Jungen die Hilfe an, die man ihm gebracht hatte. Solche Hilfe ist möglich dank der Kartenspende Pro Infirmis. Postcheckkonto Kartenspende Pro Infirmis in jedem Kanton. Hauptpostcheckkonto VIII 21595.

A propos du traitement des gueules de loup

La gueule de loup ou division palatine, est une malformation congénitale. Sa fréquence n'est pas négligeable, puisque des statistiques ont prouvé, que cette malformation survient une fois sur mille naissances. De ce fait, le traitement de la gueule de loup joue un rôle important en chirurgie infantile. La gueule de loup est le plus souvent associée à un bec de lièvre ou fente labiale. De cette association découle de nombreuses variétés de gueules de loup, selon que la fente palatine s'accompagne d'un bec de lièvre unilatéral ou bilatéral; ces différentes formes peuvent être plus ou moins complètes, symétriques ou asymétriques. Dans ces cas la fente palatine se prolonge souvent en avant par une fente du maxillaire supérieur. Il existe des fentes palatines sans fente labiale, dans ces conditions on observe encore plusieurs variétés, selon que la fente n'intéresse que la luette ou bien le voile du palais, ou encore le voile et la voûte du palais. Ces malformations existent dans toutes les races et chez tous les peuples, on les a même observées chez les animaux. La fréquence n'est cependant pas partout la même, certaines régions telles que les cantons d'Argovie et Lucerne pour la Suisse, sont particulièrement affectées.

L'origine de ces malformations est encore peu connue. Il s'agit vraisemblablement d'un arrêt de croissance de l'embryon. L'hérédité joue un rôle important et peut être mise en évidence dans un bon nombre de cas. Le traitement opératoire du bec de lièvre s'effectue le plus souvent dans les six premiers mois de la vie. Il s'agit pour la réfection de la lèvre d'une opération esthétique et plastique. Dans certains pays nègre, le bec de lièvre est considéré comme un attribut de beauté, dont ils se garderaient bien de faire la correction. Il s'agit pour le chirurgien d'une opération qui engage sa responsabilité et son effort devra tendre à obtenir une lèvre normale. Du résultat de son opération dépendra en bonne partie le genre de vie que son opéré pourra mener.

L'opération d'une fente palatine par contre n'est pas une opération esthétique, vu qu'elle consiste à combler une fente qui ne se voit pas. Ce n'est pas non plus une opération urgente, car cette malformation ne présente pas un danger pour la vie, à l'âge où l'on en entreprend généralement le traitement chirurgical. Mais le traitement chirurgical se justifie car un porteur d'une fente palatine non traité est un infirme, un infirme de la voix; dans les cas extrêmes la voix peut être totalement inintelligible. Du fait de cette infirmité il est évident qu'un nombre important de carrières seront totalement fermées à ces malheureux, si l'on ne parvient pas à les débarrasser de leur défaut: dans ce cas la misanthopie et les complexes d'infériorité avec toutes leurs conséquences fâcheuses trouveront là un terrain très favorable. Il n'est actuellement peut-être pas inutile de dire qu'un porteur d'une fente palatine mal opéré ou insuffisamment traité est considéré comme inapte au service militaire.

Le rôle du chirurgien, sur qui repose une lourde part de la res-